In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 197. Posen, den 29. August 1928. 2. Jahrg.

Richter Marell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.

16. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Das dürfen Sie nicht tun! Bitte, tun Sie das nicht, Herr Anderson. Onkel würde —“

Er unterbrach sie mit einer Geste.

„Möglicherweise kommt heute nacht niemand, und wahrscheinlich werde ich von der Polizei als verdächtiges Subjekt aufgegriffen werden. Aber eine Chance ist da, daß doch jemand kommt — und diese Chance will ich nehmen.“

XII.

Seinem Worte getreu kehrte Timothy in seine Wohnung zurück und verbrachte ten ganzen Nachmittag mit Schlafen. Er hatte die Gabe, die allen großen Männern eigen ist: er konnte schlafen, sobald er wollte. Er wohnte in einer Pension, und zwar hatte er ein Zimmer, das ursprünglich eine Seitenveranda gewesen war. Man hatte diese jedoch ummauert und dadurch in ein Schlafzimmer verwandelt. Es war für ihn ein ganz besonders passendes Zimmer, und er hatte dies schon verschiedentlich ausprobiert. Er brauchte nur das Fenster zu öffnen und sich auf den Rasen gleiten zu lassen: auf diese Art konnte er ausgehen, ohne daß irgend jemand im Hause es erfuhr. Und was wichtiger war, er konnte zu jeder Stunde auf dem gleichen Wege zurückkehren, ohne die Hausangestellten stören zu müssen.

Er nahm sein Abendbrot und ging fort, als es noch ziemlich hell war. Er konnte um das Haus Sir Johns herumgehen, das auf einem Eckplatz stand und auf zwei Seiten von Hecken umgeben war. Er sah niemanden, aber als er wieder zur Front des Hauses zurückkam, fuhr gerade ein Automobil vor, dem eine Frau entstieg.

Ohne weiteres erkannte er Lady Marell, aber die Autotaxe interessierte ihn mehr, als die Dame. Der Wagen war mit Schmutz bedeckt und hatte augenscheinlich eine weite Fahrt hinter sich.

Ebenso war es klar, daß sie den Wagen in einer weit entfernten Stadt gemietet haben mußte und daß sie ihn noch weiterhin brauchen würde, denn sie gab dem Chauffeur einige Anweisungen sowie Geld, und aus dem tiefen Respekt, den letzterer zeigte, konnte Timothy unschwer erkennen, daß es nur ein Trinkgeld war.

Timothy stand so, daß er deutlich gesehen werden konnte, aber sie wandte ihm die ganze Zeit den Rücken zu und sah sich nicht um, als sie durch das Gartentor dem Hause zuschritt.

Seltsam, dachte Timothy, daß sie den Wagen nicht bis zur Auffahrt des Hauses fahren läßt. Noch seltsamer, daß sie, zu dieser späten Abendstunde, noch weitere Verwendung für ihn zu haben scheint.

Er kehrte nach Hause zurück, eine Menge Theorien im Kopf, von denen die meisten ganz wild und unwahrscheinlich waren. Auf seinem Bett gab er sich jenen Träumereien hin, die den glücklichsten Teil seines Lebens ausmachten. Seit kurzem hatte er in das Gewebe seiner Phantasie ein neues, strahlendes Muster geflochten und —

„Ach, Possen,“ sagte er ärgerlich, rollte sich auf die andere Seite und setzte sich mit einem Gähnen auf.

Er hörte die Schritte der Pensionäre auf dem Kiesweg draußen, und dann hörte er, wie ein Mädchen, wahrscheinlich zu einem Besucher, sagte:

„Sehen Sie das komische Zimmer da? Da wohnt Herr Anderson.“

Er hatte noch eine Stunde Zeit. Er ging daher zu den übrigen Pensionären ins Wohnzimmer, war aber so unruhig und zerstreut, daß er die Aufmerksamkeit und eine gelinde Spötterei der Mitpensionäre herausforderte. Er kehrte daher in sein Zimmer zurück, zündete das Licht an und zog einen Koffer unter dem Bett hervor.

Irgendwie hatten sich seine Gedanken den ganzen Tag mit diesem herumirrenden Vetter beschäftigt, dessen Namen er trug, und dessen Verschwinden aus der Oeffentlichkeit solch ein Geheimnis war. Vielleicht waren es Sir Johns Worte, die ihm Alfred Cartwright wieder ins Gedächtnis gebracht hatten. Seine Mutter hatte ihm eine Anzahl Familiendokumente hinterlassen, die er — mit der Sorglosigkeit der Jugend — niemals sehr genau durchgesehen hatte. Er hatte nur die Vorstellung, daß es sich hauptsächlich um Rezepte, alte Diplome seines Vaters (der Ingenieur war) und verschiedene alte Familiendokumente handelte, die nicht dazu angetan waren, die Neugier eines abenteuerlichen Jünglings zu erregen.

Jetzt nahm er die beiden großen Umschläge heraus, in denen diese Papiere gebündelt waren, schüttete sie auf dem Bett aus und sah eines nach dem andern durch. Warum er an seinen Vetter dachte, und warum er diese Handlung in diesem besonderen Augenblick vornahm, kann nur ein Psychologe und Seelenforscher erklären. Man könnte ja zur Erklärung an so geheimnisvolle Erscheinungen wie Fluidum, Beeinflussungen, Gedankenübertragung anführen, und hätte vielleicht recht damit.

Er hatte noch nicht lange herumgesucht, als er ein kleines Bündel Zeitungsausschnitte in die Hand bekam, die mit einem Gummiband zusammengehalten waren. Er las sie zuerst ohne Interesse, dann ohne sie zu verstehen. Ein Ausschnitt jedoch schien ihm plötzlich alles aufzuhellen. Er lautete:

„Als Cartwright aufstand, um das Urteil zu hören, schien er durch den Ernst seiner Lage nicht beunruhigt zu sein. Als jedoch die Worte „Zwanzig Jahre“ von Herrn Richter Marells Lippen tönten, fuhr er zurück, als hätte ihn ein Schlag getroffen. Dann sprang er an das Gitter der Anklagebank und brüllte seiner Lordschaft eine Beleidigung ins Gesicht. Einige seiner Geschäftsfreunde behaupten, daß der gelehrte Richter Teilhaber Cartwrights gewesen sei — eine verwunderliche und sehr unziemliche Behauptung. Angesichts der Feststellung, die der Angeklagte vor dem Gerichtshof machte, als eine Zeitung darauf anspielte, daß der Richter vor Jahren mit ihm geschäftlich zu tun gehabt habe — und wenn man bedenkt, daß Cartwrights Feststellung dahingegangen war, daß er niemals mit dem Richter Geschäfte getätigt habe —, kann man diesen Ausbruch nur als Wutanfall über die Strenge des Urteils auffassen. Sir John Marell

tat in diesem Zwischenfall den ungewöhnlichen Schritt, den Vertreter der Pressevereinigung dahingehend zu informieren, daß er die Angelegenheit in die Hände eines Untersuchungskomitees legen wolle und daß er den Attorney-General aufgefordert habe, dieses Untersuchungskomitee zu ernennen. „Ich muß darauf bestehen," hatte er gesagt, „denn nach der Beschuldigung des Angeklagten werde ich mich so lange nicht frei fühlen, bis ein unparteiisches Komitee meine Angelegenheiten geprüft hat." Es ist selbstverständlich, daß der Richter sich bis zu der Untersuchung vom Amt zurückziehen wird."

Timothy keuchte. Das war also die Erklärung. Darum hatte Maxell ihm geschrieben, darum hatte er nicht von seinem Vater, sondern von diesem verrufenen Vetter gesprochen. Langsam legte er die Papiere in den Umschlag zurück und schob den Koffer wieder unters Bett.

Das also war das Geheimnis des Verschwindens des Vetters Cartwright. Er hätte es ahnen können, er hätte es sogar wissen können, wenn er sich die Mühe genommen hätte, in die Papiere hineinzusehen. Nun saß er auf dem Bettrand, die Hände um die Knie geschlungen. Es war kein angenehmer Gedanke, daß er einen Verwandten hatte, und noch dazu einen Verwandten, dessen Namen er trug, und der ein fast lebenslängliches Urteil in einer Strafanstalt absaß. Aber warum hatte er gerade heute daran denken müssen?

„Herr Anderson! Timothy!"

Timothy schrak zusammen und sah sich um. Der Mann, dessen Gesicht von dem offenen Fenster eingerahmt wurde, konnte vierzig, fünfzig oder sechzig Jahre alt sein. Sein stark durchfurchtes und spärlich bebartetes Gesicht war hohläugig und hungrig, aber die Augen darin brannten feurig. Timothy sprang auf.

„Hallo! Wen meinen Sie da mit Timothy?"

„Du kennst mich nicht mehr, wie?" lachte der Mann unangenehm. „Kann ich hineinkommen?"

„Kommen Sie nur!"

Er war neugierig, was das wohl für ein alter Bekannter sein mochte, der bis zum Landstreicher herabgekommen war, und schnell überschlug er im Geiste alle möglichen Kandidaten für Landstreicherei, denen er begegnet war.

„Du kennst mich nicht mehr, wie?" sagte der Mann noch einmal. „Nun, ich habe dich hier aufgespürt und sitze schon zwei Stunden lang im Gebüsch. Ich hörte einen der Pensionäre sagen, daß dies dein Fenster sei und wartete bis zum Dunkelwerden, um herauszukommen."

„Das alles ist ja hochinteressant," Timothy musterte die zusammengesunkene Gestalt nicht gerade begeistert, „aber wer sind Sie?"

„Ich habe Strafaufschub bekommen und sie haben mich in ein Sanatorium gesteckt, denn ich bin nicht taktfest auf der Lunge. Das hat mich schon immer gestört. Ich sollte im Sanatorium bleiben — das war eine der Bedingungen, unter denen ich Strafaufschub erhielt — aber ich lief davon."

Timothy starrte ihn mit offenem Munde an.

„Alfred Cartwright!" flüsterte er.

Der Mann nickte.

„Der bin ich."

Timothy blickte auf die hervorstehende Ecke des schwarzen Koffers.

„Darum also mußte ich an dich denken. Das ist ja höchst merkwürdig! Setz dich doch, bitte."

Er zog einen Stuhl für seinen Besucher herbei, und blickte ihn wieder voller Neugier, doch ohne Zuneigung an. Irgend etwas in Timothys Haltung ärgert Cartwright.

„Du freust dich wohl nicht gerade, mich zu sehen?"

„Nicht sehr," gab Timothy zu. „Tatsache ist, daß du, von mir aus gesehen, eigentlich erst seit einigen Augenblicken existierst. Ich hielt dich für tot."

„Du wußtest nichts?"

Timothy schüttelte den Kopf.

„Nichts, bis vor einigen Minuten. Da las ich gerade die Zeitungsausschnitte über deine Gerichtsverhandlung —"

„So, das war es, was du lasest? Ich würde sie gern mal dieser Tage ansehen. Weißt du, warum ich gekommen bin?"

Erst in diesem Augenblick blitzte der Gedanke an Sir John Timothy durch den Kopf.

„Ich kann mir denken, warum du gekommen bist," sagte er langsam, „du willst zu Sir John Maxell gehen."

„Jawohl, ich will den Herrn Richter Maxell besuchen. Du kannst gut raten."

Er nahm einen Zigarrenstumpen aus seiner Westentasche und zündete ihn an.

„John Maxell und ich, wir haben noch eine Rechnung glatt zu machen, und das wird sehr bald geschehen."

„Wenn Zeit und Wetter es gestatten," Timothy, der langsam seine Selbstbeherrschung wiedergewann, wurde keck. „Diese ganzen Revanchegedanken sind Unsinn, Cartwright." Dann fragte er, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt: „Hast du letzte Nacht auf ihn geschossen?"

Das Erstaunen des Mannes war eine überzeugende Antwort.

„Auf ihn geschossen? Ich bin ja erst heute nachmittag hierher gekommen. Höchstwahrscheinlich wird er bereits darauf warten, mich niederzuknallen, denn die Leute vom Sanatorium werden ihm in dem gleichen Augenblick telegraphiert haben, in dem ich vermißt wurde."

Timothy ging zum Fenster und ließ die Rouleaux herunter.

„Nun sage mir, Cartwright, ehe wir weiter fortfahren, bestehst du noch auf der Geschichte, die du dem Gerichtshof erzählt hast, daß der Richter deinen Schwindel mitgemacht hat?"

„Freilich hat er mitgemacht!" rief der andere wütend. „Selbstverständlich. Ich habe das Geld meiner Gesellschaft dazu verwendet, um von der maurischen Regierung die Konzessionen zu kaufen, sowohl in seinem Namen wie in meinem. Bei dem Schwindel mit Brigot war er nicht beteiligt — aber er hatte Aktien von der Gesellschaft, die ich finanzierte. Wir hatten eine Goldmine ausfindig gemacht im Angera-Land, und Maxell und ich, wir fuhren jedes Jahr durch ganz Europa hin, um unser Besitztum zu inspizieren. Wir mußten darüber Stillschweigen bewahren, weil wir uns die Konzessionen von dem Kronprätendenten gesichert hatten, denn wir wußten, daß dieser nur den geeigneten Moment abwartete, um den Sultan abzusetzen. Wenn es bekannt geworden wäre, so würde der Sultan die Konzessionen annulliert haben, und unsere Regierung hätte diese unterstützt. Maxell spricht die Sprache wie ein Eingeborener, und ich hatte genug gelernt, um mich mit El Mograb zu verständigen, der unter den rebellierenden Stämmen die größte Anhängerschaft hatte. El Mograb wollte, daß Maxell und ich dort blieben; er würde uns zu Sheriffs oder Paschas gemacht haben, und ich hätte es auch gern getan, weil ich wußte, daß früher oder später meine Gesellschaftsgründungen in eine Untersuchung verwickelt werden würden. Aber Maxell wollte nicht. Er behauptete immer, daß meine Finanzgeschäfte, soweit er sie übersah, unangreifbar seien. Das übrige weißt du. Als ich vor Maxell kam, glaubte ich in Sicherheit zu sein."

„Aber Sir John hat doch seine Angelegenheiten einer Prüfung unterworfen. Wenn er wirklich in dieses marokkanische Geschäft verwickelt gewesen wäre, so hätte man darüber doch Belege finden müssen."

Cartwright lachte mißtönend.

„Natürlich hat er sich einer Prüfung unterzogen," höhnte er. „Glaubst du vielleicht, dieser alte Fuchs hätte nicht alle Dokumente verbergen können, die ihn ins Unrecht setzen? Papiere? Mein Gott, da sind sicher genug Papiere, um ihn an den Galgen zu bringen, wenn man sie nur finden könnte!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf Borneo.

Novelle von **Felix Rohmer.**

Als wir bei unserer Wanderung durch den Zoologischen Garten schließlich an den Käfig kamen, der den Orang Utan barg, sah ich, daß mein Gast Harry Ullmo — der Teufel mag wissen, wie dieser waschechte Engländer zu seinem welschen Familiennamen gekommen ist — plötzlich zitterte. Sein Gesicht wurde grau, und er schien zu frieren, obgleich pralle Julisonne auf unsere Rücken brannte.

Ich zog Harry rasch nach dem Erfrischungsraum; er trank ein Glas Bier und wurde wieder so kühl und ruhig, wie ich ihn bisher stets gesehen hatte.

„Sie entschuldigen," sagte er, ohne den Versuch zu machen, sich wieder zu erheben und den Rundgang fortzusetzen. „Mir war etwas schwach geworden, ich leide, scheint's — er lächelte verlegen — an irgendwelchen Zwangsvorstellungen. Ich kann keinen Orang Utan sehen, nicht einmal im Käfig, ohne zu zittern."

Ich verhielt mich ruhig und abwartend. Ich kannte Harry gut genug, um zu wissen, daß er nach kurzer Zeit erzählen würde, wenn er überhaupt Lust hatte, zu sprechen. Wenn nicht, dann hatte es ohnehin keinen Zweck, ihn auszufragen; er würde schweigsamer bleiben als irgend ein Trappisten-Mönch.

„Ja," begann er wirklich, als ich das zweite Glas Bier bestellt hatte, und blies mit einer Sachkenntnis, die einem eingeborenen Münchner Ehre gemacht hätte, den Schaum vom Glase, „diese Bestien sind stark wie drei Männer. Oder noch stärker — wer kann das beurteilen. — Aber solange sie jung sind, nicht älter als zwei Jahre, sind sie possierlich, sie sind auch treu und klug, sehr klug, Beängstigend klug, möchte ich sagen.

Da gab es, als ich noch in Borneo war — im Santingschen Distrikt —, einen gewissen Frank Roper, der irgendeinen, offenbar recht gut bezahlten Posten — ich weiß heute nicht mehr, was er war — bei der Niederländischen Kolonialregierung bekleidete. Er war so eine Art Außenbeamter, wie ihr Deutschen sagen würdet, hatte viel mit den Eingeborenen zu tun und lebte in einem nett eingerichteten Bungalow ganz allein mit seiner jungen Frau June und seiner Dienerschaft.

Diesem Roper war es auf einer seiner Jagdexpeditionen geglückt, einen ganz jungen Orang Utan, kaum zwei Monate alt, einzufangen. Das Tier, weil es noch gar so klein war, gewöhnte sich rasch an seine veränderte Umgebung, wurde richtig zahm und anhänglich, und es gab für seinen Besitzer kein größeres Vergnügen, als seinen Besuchern — er sah freilich nicht viel Gäste in seinem Haus, es war zu unbequem zu erreichen — die Kunststücke dieses putzigen Tieres vorzuführen.

Zu denen, die gelegentlich rauskamen zu Roper, gehörten auch mein Freund Fred Hasting und meine Wenigkeit. Und ich gestehe gern, daß wir bei Roper viele amüsante Stunden verlebt haben.

Ropers Frau June — ja, sagte ich Ihnen schon, daß sie sehr, sehr schön war? Uns beiden jedenfalls schien es so; vielleicht lag es daran, daß sie die einzige weiße Frau in der ganzen Umgebung war — Roper lebte auf einem ziemlich vorgeschobenen Posten —, aber ihr Mann war wohl nicht ganz unserer Meinung. Es ist ja immer so: was uns begehrenswert erscheint, läßt den glücklich Besitzenden meist ziemlich kalt. Und es war offenes Geheimnis, daß er alle acht oder vierzehn Tage in die Stadt fuhr, wo ein niederländisches Regiment lag, und sich dort mit einer der Offiziersdamen — einige Indiskrete nannten sogar ihren Namen — die Zeit auf andere Art vertrieb.

Das wußte auch June, sicher. Aber sei es, daß sie schon einmal das Ergebnislose ihrer Bemühungen, Frank an seine sittlichen Pflichten zu erinnern, eingesehen hatte, sei es, daß sie selbst in ihrer dreijährigen Ehe des Mannes gründlich überdrüssig war — jedenfalls ließ sie ihn seelenruhig fahren, trotzdem seine regelmäßigen Ausflüge mit einer gewissen Art parfümierter Briefchen in einem offenbar ursächlichen Zusammenhang standen.

Nun aber Fred — er betete June an, verfluchte Roper als Teufel und Wüstling und Dummkopf, war aber eigentlich heilfroh, daß ihm auf diese Art Gelegenheit gegeben wurde, ab und an mit June allein zu sein. An solchen Tagen kam er allmählich immer später, endlich blieb er die ganze Nacht weg. Es gehörte nicht viel dazu, sich auszumalen, was die Glocke geschlagen habe, und da ich Freds ganzes Vertrauen besaß, so war ich schließlich über seine Beziehungen zur schönen June Roper durchaus im Bilde.

June hatte aber — und das war eigentlich merkwürdig — eine entsetzliche Angst vor ihrem Gatten, von dem sie behauptete, er sei grauenhaft eifersüchtig. Fred glaubte nicht recht an diese Eifersucht und lachte sie aus, doch June beschwor ihn hoch und heilig, er solle, falls sie durch irgendeinen unglücklichen Zufall von Frank überrascht würden, sich ihm auf keinen Fall stellen, sondern zu fliehen versuchen. Denn die Leidtragende sei sie, June, und schließlich wisse man nicht, zu welcher Dummheit sich Frank in seiner Wut hinreißen lasse.

Fred versprach, wenn auch widerstrebend, alles was sie wollte um dieser Stunde der Liebe willen. Wenn er zu ihr herauskam, dann sperrten sie zur Nacht den Orang Utan, der mittlerweile eine ganz ansehnlicher Bursche geworden war, und immer im Hause herumzutollen pflegte, draußen auf der Veranda ein. Die Dienerschaft war verschwiegen und wohl auch gleichgültig, schlief zudem in einem Nebenhause. Aber der Affe! „Ich fürchte mich vor ihm, vor seinen Augen," pflegte June zu sagen. „Sieht er nicht aus, als verstünde er alles, was vorgeht? Ich werde rot, wenn ich ihn ansehe und schäme mich."

Fred, sonst durchaus nicht überempfindlich, mußte ihr recht geben. Auch ihm begann das Tier unheimlich zu werden, er wußte selbst nicht warum. Aber, wenn sie ihn abends auf die Veranda gebracht und die Tür nach dem Garten verriegelt hatten, dann sahen sie plötzlich beim Teetrinken das Gesicht, dieses bizarre, greisenhafte, scheußliche Gesicht der Bestie am Fenster kleben und sie aufmerksam beobachten. Die Augen des Tieres glitzerten zornig und boshaft.

„Ich könnte das Biest vergiften!" schrie Fred dann, während er den Vorhang zuzog, und June fröstelte.

Zuweilen hörten sie polternde Geräusche. Fred fuhr aufgeregt von seinem Lager empor. Dann war es an June, ihn zu beruhigen. „Es ist nur der Affe," meinte sie lächelnd, denn sie fürchtete das Tier nicht, wenn sie es nicht sah.

Aber einmal, als Roper seiner Frau eröffnet hatte, er würde erst in zwei Tagen zurückkommen, erwachte June in der ersten Nacht von einem besonderen Geräusch. Sie lauschte einige Sekunden angstvoll — kein Zweifel, es waren Menschenschritte, die sich von dem straßenseitig gelegenen Hof näherten. Sie weckte Fred: „Um Gotteswillen, mein Mann!" flüsterte sie. „Rasch, flieh über die Veranda in den Garten — er kommt von vorne."

Fred war im Augenblick in seinen Kleidern. — Roper mußte schwer betrunken sein, man hörte ihn im Vorflur über die satanische Dunkelheit schimpfen und fluchen. Ehe aber Roper die Tür zum Schlafzimmer geöffnet hatte, war Fred auf der anderen Seite heraus, stieß den Riegel der Veranda auf, war mit einem Sprung im Garten und verschwand im dunklen Gebüsch.

Was dann geschah, habe ich mir nachträglich an Hand dessen, was ich sah und hörte, einigermaßen zusammenreimen können. June versteckte sich in ihren Kissen und stellte sich schlafend, aber Ruper, dem irgendetwas die Laune verhagelt haben mußte, achtete nicht auf sie. Ihn interessierte lediglich das geöffnete Fenster; irgend etwas mußte da nicht in Ordnung sein. Er langte seine Büchse von der Wand und spähte in die vom Mond nur schwach erhellte Dunkelheit hinaus.

Junes Herz schlug bis zum Halse. Sie zitterte für ihren Geliebten. Aber ein Wort von ihr hätte alles verraten und eine Katastrophe unabwendbar gemacht.

In diesem Augenblick hörten beide einen entsetzlichen Schrei, — so gellend, furchtbar, markerschütternd, daß Roper das Gewehr entglitt und polternd zu Boden fiel. „Um Gotteswillen, was ist das?" stammelte er hilflos, mit glasig hervorquellenden Augen, aschgrau im Gesicht. Er war plötzlich vollkommen nüchtern.

June schüttelte sich wie in Krämpfen und biß in ihre Kissen, während Tränen hemmungslos ihr Gesicht überfluteten. Da mochte Frank Roper dunkel etwas ahnen. „Komm mit!" sagte er in brutalem Befehlston, aber mit belegter Stimme, denn auch ihm saß der Schreck noch in den Gliedern. Riß sie, als sie nicht gleich folgte, gewaltsam aus dem Bett, stieß sie die Verandatreppe herab und vor sich her, während er gleichzeitig mit der elektrischen Taschenlaterne den Weg ableuchtete.

Da, auf dem Hauptwege, lag Fred Hasting oder was von Fred noch übrig war. Denn das war nicht viel — eine blutige, unentwirbare Masse, zerfleischt und zermalmt von dem Affen, der au ihm saß, die Zähne in die Gurgel Freds geschlagen und mit den Pfoten in dem blutigen Fleisch wühlend.

Als der Orang Utan Frank kommen sah, löste er sich langsam von seinem Opfer und näherte sich seinem Herrn. Die Augen des Tieres waren rot von Blut unterlaufen, zwischen seinen Pfoten klebte ein großes Büschel von Freds blonden Haaren.

June brach ohnmächtig zusammen, als sie dies sah und auch Frank vermochte kaum, sich aufrecht zu halten. Wohl durchblickte er jetzt den ganzen Zusammenhang, denn er verstand sich auf die Seele der Tiere. Aber er war furchtbar gerächt. Und da er in die Lichter des Tieres blickte, sah er alles: Ergebenheit und Treue, aber auch Mordlust und Eifersucht und Grausamkeit. Deshalb, als der Affe ihm gerade mit einer fast zärtlichen Bewegung den Arm entgegenstreckte, mit derselben Pfote nach ihm tastete, an der das Haarbüschel klebte, riß er seinen Revolver heraus und knallte ihn nieder, daß er stürzte wie ein Baum.

Am anderen Tage holte ich die Leiche Freds und begrub sie im Walde. Und seit ich diesen Leichnam gesehen habe, wird mir heiß und kalt, wenn ich in die Nähe eines solchen Affen komme, auch wenn er im Käfig steckt . . ."

Der Dorftrompeter.

Dingsda ist ein verschlafenes Dorf von siebzehn Häusern und ebensoviel Ziehbrunnen. Sechzehn Häuser stehen, in zwei Reihen geordnet, unter den Bäumen einer Allee. Eines steht einsam, etwas draußen, etwas erhöht. Darin wohnt der Trompeter.

Der Trompeter von Dingsda besitzt ein Kalkwerk mit Rollwagen, einem Kalkofen, einer Dezimalwage und einem Schuppen.

Er schiebt den Rollwagen auf das Geleis hin zur Bruchstelle in seinem Terrain, schaufelt den Wagen voll Kalkstein und rollt zum Ofen. Der Schienenweg ist eine Idee gesenkt zum Ofen hin. Und diese Fahrt erfolgt unter Trompetenklängen. Kurz vor dem Ziel kommt der Bremsbengel ans Rad, und das Fahrzeug, das man mit zwei Fingern anhalten könnte, hält genau neben dem Ofenloch, das in die Erde geht. Der Ofen faßt kaum mehr als einen Wageninhalt, brennt schlecht und recht. Bis zum Abend wird er siebenmal nachgefüllt. An jedem Tag und täglich siebenmal schmettert die Trompete ihre Töne über das Dorf.

Was aus dieser Trompete sich quetscht, ist eine schauerliche Melodie. Ein wenig Halali, ein wenig Zapfenstreich. Und dieses Gemisch bekannter Melodien aus dem verbeulten Instrument ist bestaunenswert, da es den Bläser selbst noch nicht zum Toben brachte.

Der Trompeter hatte ein Kindergesicht, darauf der Bart wie angeklebt und die Falten um den Mund wie geschminkt erscheinen. Er trägt einen breitrandigen Hut aus schwarzem Filz, der immer etwas in die Stirn gebogen ist, das Gesicht beschattend ein Lächeln verbergend. Aus braunem Manchestertuch ist der Anzug. Schwer sind die Stiefel und stets verstaubt. Die Trompete hängt an einer bunten Schnur um des Trompeters Hals. Sie ist immerfort im Wege, beim Schaufeln, beim Rollen des Wagens, beim Hantieren am Ofen. Ja, sie scheint selbst beim Trompeten im Wege zu sein. Denn vom Beginn der Fahrt bis zum Ende schmettert der Trompeter seine Melodie den Dorfbewohnern in die Fenster, und gefährdet ist die Fertigkeit der einen Hand, kommt der Bremsbengel in Betrieb und des Wagens Haltepunkt am Ofen. Der Trompeter macht diese Fahrt mit erhobenem Antlitz. Er hält eine Hand höher als seine Stirn, steil in die Luft die Trompete. In der Sonne blitzt des Instrumentes Metall. Kurz vor dem Ziel springt er ab. Trompetend bedient er die Bremse. Dann zieht er einen schauerlichen Ton in atemlose Länge. Bei dieser Finale leert sich der Wagen.

Das Dorf liegt am Fuße eines Berges. Man kann hochsteigen, auf das Kalkwerk herabsehen. Unten liegen Ofen, Schiene und Roller. Hinter dem Ofenloch ist eine Höhle ins Erdreich gegraben, zur unteren Oeffnung des Ofens. Aus der Höhle führt ein Pfad im Halbbogen zum windschiefen Schuppen. Das alles hat die Armut und die Armseligkeit eines Spielzeugs. Und wenn man über diesem Spielzeug steht, es in Betrieb sieht, wenn die Trompete heraufklingt, wenn man den Zwerg dort unten auf den Rollwagen stehen, in die Höhle tappen, im Schuppen hantieren sieht, dann kommt man nicht ohne ein Lächeln aus.

Das Trompeterhaus steht nicht weit vom Werk. Es ist klein, gartenumschmückt. Ob eine Frau darin lebt, Kinder schreien, — ich weiß es nicht. Manchmal komme ich in diesen winkligen Winkel. Der Berg hat den schönsten Wald. Man geht Serpentinen hoch und kommt auf ein Plateau. Hier ist man Zuschauer dieses Spielzeugs dort unten. Aber ich habe mich immer wieder bald in den Wald verloren, in den Schatten der Bäume. Allstündlich klingt der Trompete Geblök zu mir herauf. Allstündlich muß ich über diesen seltsamen Menschen Gedanken mir machen. Eigentlich, sage ich mir oft, ist alles Gegrübel umsonst. Und ich lasse den Trompeter einen guten Mann sein. Unten rollte er trompetend mit seinem Gestein. Er hat das glückliche Herz eines Kindes in einer Brust, die die eines Mannes ist. Hier oben, in dieser Wälder Wildnis, tobte er als Knabe mit seiner Trompete. Und als das Jahr kam, das seiner Kindheit ein Ziel setzte, gab er die Trompete nicht aus der Hand. Er ging an sein Werk, das den Ernst seines Lebens verlangt, aber das Herz seiner Kindheit nicht ausschließt. Siebenmal füllt er den Ofen nach. Siebenmal an jedem Tag klingt sein Trompeten über das träumende Dorf. Man nennt ihn stets bei seinem Vornamen, der so recht der Name eines Knaben ist: Hansl. Er trägt den breitrandigen Hut etwas in die Stirn gebogen, ein Lächeln verbergend . . . aber beim Trompeten wölben die Backen sich groß in seinem Gesicht, daß sie zu platzen drohen bei solcher Pose des Posaunenengels.

Wie im Schlaf rollt der Wagen. Sein Tempo ist weit zurück hinter dem Tempo der Zeit. Die Trompete heult immer dieselbe Melodie: ein wenig Halali, ein wenig Zapfenstreich. Und gegen die Brust des Mannes klopft ein kindliches Herz.

Wir wollen, wenn der Trompete Geblök heraufklingt, zu uns, nicht laut lachen, sondern bei unserm Lächeln bleiben. Es steht uns besser zu Gesicht. Ja: denken wir manchmal zurück an den Trompeter von Dingsda, der es verstanden hat, seine Kindheit ins Mannsalter zu retten — der es verstehen wird, seine Trompete im Sterbebett zu haben . . . wenn er einschläft, wird er sie in seinen Händen wissen wollen. Er meistert spielend das Leben.

Leonhard Schüler.

Voltaire und die Zensur.

Die große Presse-Ausstellung in Köln, die uns so viel Wissenswertes aus dem Gebiet des Zeitungswesens vermittelt, gibt uns auch den Anreiz, uns mit Entstehung und Werdegang der Zensur zu beschäftigen. Denn „Gedankenfreiheit", die der Marquis von Posa fordert, war nicht zu allen Zeiten gegeben. Jahrhundertelang tobte der Kampf zwischen Zeitungen und Zensur. Ein allzukühner Aertikel konnte nicht nur den Verfasser, sondern auch den Leser an den Galgen bringen. Zur Verhütung dieser schlimmen Zusammenstöße wurde dann die Präventivzensur eingeführt, die alle anstößigen Stellen in den Manuskripten streicht. Von der französischen Revolution wurde die Zensur abgeschafft, aber von Napoleon wieder eingeführt. Von den europäischen Staaten kann Dänemark sich rühmen, das erste Land gewesen zu sein, das die Pressezensur abgeschafft hat, und zwar schon im Jahre 1770, wie es auch zuerst den Handel mit Negersklaven abgeschafft und den Frauen das Stimmrecht gegeben hat.

Als einer der erbittertsten Gegner der Zensur ist Voltaire zu nennen, der sein Leben lang mit Päpsten und Königen um die Freiheit des Wortes und der Rede kämpfte. Als er von der Abschaffung der Zensur in Dänemark hörte, schrieb er dem dänischen König einen begeisterten Dankesbrief:

„Im Namen der ganzen Menschheit werfe ich mich Dir zu Füßen und segne Dein Wohlwollen. Du hast dem Menschen seine Rechte zurückgegeben und gestattest ihm, frei zu denken. Jeder kann nun schreiben, was er will, sowohl über Religionen und Literatur, als auch über Wissenschaft, über Geschichte und Kunst, ja, über alles; hinterher steht es dann dem Volke frei, ihn auszupfeifen. Anderorts ist man den entgegengesetzten Weg gegangen und hat dem Pegasus die Schwingen beschnitten. In Paris müssen die Schriftsteller sich mit ihren Artikeln bei der Polizei melden, an derselben Stelle, wie die unartigen Mädchen.

Und beschweren sie sich, so antwortet man ihnen: Das Gewerbe der Mädchen ist dem Publikum hundertmal angenehmer als das eure.

Aber was für Schaden kann denn ein armer Schriftsteller anrichten?

Keinen anderen, als seinen Verleger zu ruinieren und seine Leser zu langweilen. Wenn ein Buch schlecht ist, so gibt es keine Entschuldigung dafür. Wenn es gut ist, so können alle Könige der Welt es nicht zerschmetter. In Rom wird es vielleicht unterdrückt, aber in London wird es neu gedruckt. Der Papst versucht vergebens, es zu verbrennen. Es endet damit, daß ganz Europa es kennen will."

Wie stark die Zentsur sein kann, wurde in den Kriegsjahren deutlich, als sämtliche Zeitungen Europas einer strengen Zensur unterworfen wurden. In Rußland, Italien und Spanien ist sie auch jetzt noch lebendig am Werk.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst hat die Zeitung einen ungeheuren Weg zurückgelegt, wenn man sich ein mal vergegenwärtigt, daß damals mit der Hand ein Buchstabe neben den andern gesetzt werden mußte, bis die kleine vierseitige Wochenzeitung mit der Handpresse in vierzig Exemplaren gedruckt werden konnte. Und heute? Da heißt es Tag für Tag in wenigen Stunden mehr als eine halbe Million verschiedener Buchstaben auffammeln und an ihren Platz stellen. Im Laufe einer Stunde wird dann die Zeitung gedruckt in Rotationspressen, die aus mehr als 100 000 verschiedenen Teilen zusammengesetzt sind. Die Zeitungen Deutschlands haben ausgerechnet, daß sie in zwei Wochen eine Papiermenge verbrauchen, die, in Rollen aufeinandergestapelt, siebenmal so hoch wäre wie der Mount Everest. Würde man sie zu einem Papierband aufrollen, so würde man damit bis zum Mond reichen. Im Laufe eines Jahres werden 68 000 Tonnen Druckerschwärze verbraucht, die, nebeneinander gestellt, 16 mal die Insel Helgoland bedecken würden.

Noch vor hundert Jahren brauchten die wichtigsten Ereignisse ein paar Wochen, um von einer Hauptstadt zur andern zu gelangen. Heute wird in der Stunde des Geschehens noch die Nachricht durch die ganze Welt verbreitet. Die Zeitung ist so etwas wie das tägliche Brot. Es gibt nur wenige Haushaltungen, die nicht mindestens eine Zeitung täglich lesen. Die verschiedensten Meinungen werden darin geäußert, vollkommene Redefreiheit herrscht in Deutschland, an der Voltaire seine Lust hätte. Die Zeitung ist Spiegel des Alltags und Spiegel der Feste, sie wurzelt im Boden und ragt in die Höhe, — ob Gutenberg diese Entwicklung vorausgeahnt hat, als er seine „schwarze Kunst" ersann?

Fröhliche Ecke.

Literaten. Anläßlich der Protestkundgebung gegen das österreichische Schmutz- und Schundgesetz versammelten sich die Wiener Schriftsteller. Man sprach über die Unmöglichkeit, die Begriffe Schmutz und Schund zu definieren. Nur Beer-Hofmann war zuversichtlich: „Für Leute freilich, die uns nicht gehören, ist es sehr schwer, zu wissen und zu sagen, was Schund ist. Wir Schriftsteller haben es viel leichter, zu einem sicheren und untrüglichen Urteil zu kommen. Schund ist, was der andere schreibt.

„Auf die Rechnung." Einer aus Wildwest betrank sich in einem Wirtshaus, schlug beim Fortgehen im Streit den Kellner nieder und kam nach einer Weile zurück, ohne sich seiner Tat zu erinnern. Der Wirt stürzte entsetzt auf ihn zu: „Herr!" stieß er hervor, „Sie haben den Kellner getötet!" — worauf der Angeredete seelenruhig erwiderte: „Schreiben Sie ihn mir auf die Rechnung."

Am Telephon. Er: „Bist du's, Geliebteste?" — Sie: „Ja, mein Schatz, wer dort?"

Man muß sparen. „Um Himmelswillen, Fritz, mir ist die Perlenkette gerissen und die Perlen sind ins Abflußrohr der Badewanne gefallen — ruf sofort die Handwerker!"

„Warte mal — ich will mal kurz nachrechnen." (Nimmt Bleistift und Papier und rechnet nach der Regel de tri: drei Arbeiter arbeiten sieben Tage usw. usw.) Dann: „Weißt du, ich kaufe dir doch lieber gleich eine neue Perlenkette."